

Corban, die Mörderin des Mörders Marat — schließt das Dämonium des elendigen Eheaters wie das Abenteuerliche des Baron von der Trenck, fallen der Gelehrte Mailin, der Sohn des berühmten Buffon, der Chemiker Lavosier, der General Custine, Danton und Desmoulines, St. Just und der Bluthund Fouquier Tinville, der, als er einst einen Haufen Angestellter zur Guillotine verurteilt und, später darauf aufmerksamer gemacht, daß zwei Mann „aus Versehen“ mit abgeurteilt worden seien, die fallblühige Aeußerung that, „da der Schuß nicht fertig ist, er hat nicht mehr an mir“ — Wer zählt die Opfer, welche die unerfüllte Waise froh, bis die geordneten Zustände wiedergekehrt waren? Es sei nur hier erwähnt, daß in der schrecklichen Zeit, vom 11. März 1793 bis zum 27. Juli 1794, täglich 50—60, im Ganzen 2774 Menschen auf der Guillotine starben. Der älteste darunter war ein Greis von 97 Jahren, der jüngste zählte — vierzehn Jahre! — Schließlich kam es so weit, daß das Interesse des Büßels an den mollenhaften Executionen zu schwinden begann. Der Blutdurst war übersättigt, und die Weiber, welche in der Nähe des Schaffotts regelmäßig auf Tribünen dem Schauspiel beizuwohnen, sahen nur noch auf ihre Stridarbeit und zählten nur nach dem jedesmaligen Falle des Weiles gleichmäßig weiter: Neunzehn — zwanzig — einundzwanzig —

Vielleicht ist in dem vorerwähnten Range, welchen sich der Name Guillotine durch die Schlächterei der französischen Revolution erworben hat, ein Grund zu suchen, weshalb man bis auf den heutigen Tag noch in manchem Staate von muthwillig organisirter Justiz geädelt hat. Executionen mittels der Guillotine einzuführen. Aber so lange die goldene Zeit noch nicht herangekommen ist, da die strafende Gerechtigkeit des Schwertes gänzlich entbehren kann, bleibt es zu erwägen, ob es nicht im Interesse der Humanität und des Fortschritts vorzuziehen wäre, eine Hinrichtungsmethode, deren Gelingen nie mit voller Sicherheit vorausgesetzt ist und welche außerdem — häufig zu sagen, aber hier nicht zu verschweigen, — nur zu sehr an das Schwert des Schlächters mahnt, — mit der fast unfehlbar wirkenden Mischinerie zu verdrängen, welche nur der entsetzliche Mißbrauch in einem vergangenen Jahrhundert in so vielen Völkern gebracht hat. —

Ein Spion.

Von B. Th.

„Da fliegt der Spion!“ — So unterdrack einst mein Vater häufig seine Lecton, als wir beide auf der Studienbude eifrig mit einander „mensa“ trieben. Noch nie hatte ich einen Spion gesehen, am allerwenigsten einen „fliegenden.“ Wie der Witt war ich daher am Fenster und schaute, nachdem ich behend den winterlichen Anhauch mit den Fingern entfernt hatte, durch die untere Scheibe. — Die Spione interessirten mich sehr, denn sie wurden ja im Kriege „immer“ gleich ohne Weiteres erschossen, wie mir der Vater, ein Zeugnisse der Freiheitskriege von anno 13, erzählt hatte, sie konnten aber auch alle Schleichwege und bekamen für ihren Dienst, wenn er gelang, viele Goldstücke aus der Kriegskasse. Daß sie auch fliegen könnten, hatte mir ich darin noch Niemand gesagt. Um so begieriger schaute ich hinaus.

Draußen war's sehr kalt, denn wir befanden uns noch im Februar. Tiefer Schnee bedeckte Hof und Dächer und ganz wunderbar hell flimmerte auf den Wänden im Strahle der Morgenröthe der Reis, welcher sonst immer so appetitlich süße Gedanken in mir erweckt, weil er mich in die kleinen Zuckerstücken in der Großmutter weiß und blauer „Meißner“ Zuckerbude erinnerte. In diesem Augenblicke aber war mir der großmütterliche Zucker ganz gleichgültig. Den Spion wollte ich fliegen sehen. Doch, so schnell ich auch die Wände umherwarf, ich sah ihn nicht. Wahrscheinlich war er bereits um die Scheunende herumgefliegen. Das Schmerzte mich sehr. Schon hatte ich das Fenster langsam verlassen und blickte mich, um mein lateinisches Vebuch, — den wellbekanntem „kleinen Bruder“, wieder aufzuheben, der mir bei der Art entfallen war, als der Vater, welcher nachträglich auch ans Fenster getreten war, plötzlich rief: „Komm her, da sitzt er!“ — Und richtig, auf dem Sauerfrischbaum vor dem Hause sah er, freilich nicht im Bandienhute mit weißer Feder oder mit gekrümmter Zaue, Wiskeln im Gürtel und „den Dolch im Gewande“, wie ich ihn mir dachte, sondern vielmehr im schmalen, knapp anliegenden Federleibe; gleichwohl

*) Mit furchtbarer Ansehnlichkeit schildert B. Videns die zwei und ähnliche Scenen in seinem Roman „A story of two cities.“

aber war er schmer bewaffnet an Kopf und Füßen, nämlich mit heiligem Schnabel und langen, spitzen Fingern.

Ich erkannte den Vorkich gleich, obwohl ich ihn zum ersten Male in solcher Nähe sah, denn gerade so hatte ich ihn gar oft in Raumann's Naturgeschichte abgebildet gesehen — es war ein junges Männchen aus dem Geschlechte der Sperber (Astur niscus). Sanger und Wäse mochten den Räuber plagen, denn er sah sehr schlau aus, aber doch ziemlich und nett. Abgesehen von den längeren Füßen und der gefirchteren Gestalt kam er ungeschicklicher einer mittleren Taube an Größe gleich. Der Kopf, Hinterhals, Rücken und Flügel waren bräunlich, der ganze Unterleib hell gefärbt mit kurzen, wellenförmigen, dunkelbraunen Querzeichnungen, welche so charakteristisch sind, daß sie Niemand, der den Vogel einmal gesehen hat, wieder vergißt; wie man denn auch diese Art von Zeitungenen kurzweg „geherbert“ nennt.

Also dieser Vogel jagt auf dem obersten Zweige des dichtverwachsenen Strichbaumwipfels und die gelbe Wackshaut, welche den schwarzen Schnabel an seiner Wurzel umfaßt, die gelben, mit spitzen, langen Krallen versehenen Füße glänzen hell in der Morgenröthe; eben so fiel mir auch gleich das kühn blinkende, mit gelber Iris ausgefärbte Auge an, mit welchem er unter sich in das dicke, durch den Neiß noch mehr verdichtete Algenmeer spähte, über welchem er aufgebäumt hatte. In dem letzteren befanden sich nämlich ein Paar Sperlinge, welche vom Feinde überrumpelt und halbtot vor Schreck zwischen den kleinen dichten Astchen herumhüpfend, sich in bedrängter Lage saßen und ganz erbärmlich schrien. Der Räuber leisterte bedächtlich etwas tiefer, um den äußerlichen Braten von der Seite beizukommen, aber vergeblich; die geängsteten „Schlauberger“ wußten sich stets so zu setzen, daß jener sie mit den vorgestreckten Klauen nicht erreichen konnte, und nach mehreren vergeblichen Versuchen mochte ihm doch endlich der Aufenthalt in der Nähe des Fensters nicht allzu sicher erscheinen und er stießte gegenwärtig Flügel ab, bog ohne Flügelschlag mit Wispelschnelle um die Ecke und — weg war er.

Dieser kleine Vorkall machte damals einen großen Eindruck auf mich, und wenn ich in späteren Jahren untern Sperber leichten Fluges über die Felsen streichen oder kühn und behend, ohne sich an ein Astchen zu stützen, durch die dicht verwachsenen Baumwipfel dahin schweben sah, so fiel mir ein abgesehenes Weib, wenn ich ihn draußen im Hof beim Weibchen beobachtete oder im Weidfeld liegend zusah, wie er den Jungen die Beute in den Klauen zutrug, habe ich mich desselben oft erinnert.

Er ist wirklich ein schmuddel Vogel. Sein glänzendes Auge, seine schlanke Gestalt, sein muthiges Weien gefärbt mir sehr, namentlich, wenn man ihn im Freien beobachtet. Zudem ist das alte Männchen auch mit leuchtend hellen Federn ausgestattet; der Oberleib sammt Schwanz ist schön dunkel schwarz, die Wangen und Seiten des Halses leuchtend rothrot und der weiße Unterleib nicht braun sondern hell rothrot gefärbt. Charakteristische Exemplare bekommt man freilich in der Freiheit nur selten so in der Nähe zu schauen, daß man ihr Wesen beobachten könnte. Es sind seltene, vorzügliche Spione; häufiger stellen sich dem Beobachter jüngere Vögel zur Schau.

Das „schöne Geschlecht“ ist weniger schön, sondern dem jungen Männchen ähnlich gefärbt, kann also eigentlich keinen Anspruch auf genaunte Beziehung machen, dagegen aber hat es den Vorzug, das „starke Geschlecht“ zu sein, indem es fast um ein Drittel größer ist als das männliche Geschlecht, auch an Wuth und Raubgier dasselbe weit übertrifft.

Warum wohl? Ich meine, weil ihm als dem mütterlichen Theile jedenfalls der Löwenantheil der Arbeit zukommt, welche die Fürsorge für die hungrige Familie erfordert, und weil bei der Beschaffung der Nahrung, die nur aus frisch gefangenen Vögeln besteht, hauptsächlich die Kraft in Anspruch genommen wird, welche im Kampfe mit dem Gegner sich zu betätigen hat. Das schwächere Männchen kann nur kleine Vögel fangen, aber mit solch winzigen Thieren sind die hungrigen Kinder auf die Dauer nicht zufrieden: kommt dagegen die Mutter mit einer Taube oder einem Rebhuhn angefliegen, so läßt sich damit mehr Wirkung erzielen. Man findet diesen Größenunterschied zwischen Mann und Frau nur bei den Raubvögeln, bei den übrigen Vogelgattungen ist das männliche nicht nur das kleinere, sondern auch das stärkere Geschlecht.

Der Sperber ist theils Zugv. theils Stridvogel, welcher die

Verderber bewohnt, nach Vollendung des Brutgeschäftes dem Raubtriebe huldig und mit den kleinen Zugvögeln, welche keine Nahrung ausmachen, nach Süden geht. Einige Exemplare aber bleiben zurück und streifen dann im Winter von Dorf zu Dorf, um die Sperlinge, jene schlauen und trostigen liebenswürdigen Schmarotzer und Spitzbuben auf einem Hüfen zu bezirnen und ihrer übermäßigen Vermehrung durch einige Schranken zu legen. Dies Juridicidienleben dauern durch einige Wochen, wo den ganzen Sommer über kein Sperber zu sehen ist. Dort gehen sie bei Tage der Nahrung nach und des Abends schlafen sie im Parke des nahen Rittergutes oder auch wohl in einem Obgarten an einem Klammenbaume.

So ichen und vorichtig der Sperber am Tage ist, indem er selten, höchstens bei großer Kälte, den Schläfen auf Schußweite herankommen läßt, so dummbreit ist er des Abends, wenn er anfangs schlüpfend zu werden. Darum ist er in der Abenddämmerung oder bei Mondschein unsicher zu erlegen. Ich gedachte da an meine beneidenswerthe Gansleibzeit, wo ich, im steigenden Parke wohnend, die Eingänge um mich her gar oft mit dem Gewehr in der Hand beschickte und manchen ihrer Feinde erlegte, auch manchen Sperber. Sobald die Sonne unter dem Horizonte verschwand, begaben sich diese Räuber zur Nachtruhe und lassen sich dann als ziemlich verschleierte Naturen bei nur einiger Vorlicht leicht beschleichen und da sie meistens auf niedrigen Büumen oder hohem Gebüsch schlafen, ebenso leicht erlegen. Sie fängt man mit dem ersten Rohre und lausen ihnen die Schrote nicht zu dicht um den Schnabel, so bleiben sie ruhig sitzen und lassen dem Schützen Zeit, den zweiten Satz zu spannen und mit dem zweiten Rohre besser zu zielen.

Im Frühjahrere suchen sie zugleich mit den zurückkehrenden Spingvögeln wieder den Wald auf, um ein Familienleben zu führen, dem sie für die Winterzeit entsagen. An einer Waldede oder umweit einer Waldblöße erwählen sie sich dann einen ziemlich hohen, möglichst schwer erstiegbaren Baum und bauen in seine Krone oder auch etwas niedriger dicht an dem Stamm, ein ihrer Größe angemessenes Nest, wozu sie viele stärkere und schwächere, dürrer Keiler herbeiztragen. Dasselbe wird innen mit kleinen Keilern, Moos, Grasbüscheln u. dergl. ausgefüllt und weicht innen von andern Vögeln ab, als es keinen Kopf bildet, sondern oben flach abgebaut ist. Das ist notwendig, indem seine obere Fläche lange Zeit als Transchirzisch benutzt wird, worauf die Eltern den Jungen die Nahrung zerleinern; daß es sich aber auf fladem Teller besser tranicht als in einem tieferen Nabe, weil jeder Hausbauer, welcher, wie sich's gehört, das Geschick des Vorkneiders bei Tisch übernehmen hat. Nicht ungenügend benutzen die Sperber ein altes Krabennest als Unterlage für ihren Horst. Als kunstfertige Baumeister erwiesen sie sich zwar dabei nicht, aber sie besitzen doch immer noch als nicht gerade ungeschickte Vorbedichter, denn der Horst ist stets fest und widersteht dem heftigsten Winde. An den letzten Tagen des April legt nun das Weibchen 5 bis 6 recht stieliche Eier, welche, auf grünlich-weißem Grunde mit kleineren und größeren rathbraunen Flecken versehen, allerliebste aussehen und 3 Wochen lang von der Mutter sorgsam bebrütet werden. Dann fängt es an unter ihr sich zu regen, die Schalen werden zerbrochen und die Jungen treten — als wahrer Beschäftigte an das Tageslicht. Fast nach, nur hellenweis mit dünnen weißlichen Flaum bebedet, mit mächtigen Köpfen und großen Augen versehen tratscheln sie, des Gebrauchs der Füße nur unvollkommen mächtig, auf die unbenutzten Weise im Nestraum umher, ängstlich wipend, und respensirend dabei die ausgedehnte Nisthöhle. Die Mutter aber ist voller Glück und Freude, denn sie findet, wie die Weihen der Mütter, ihre Kinder schön, ja außerordentlich schön und würde es sehr übel nehmen, wenn sie arwachsen müßte, daß Andere anders darüber dächten. Vorläufig hofft sie noch ein Paar Tage unausgeseht über ihnen, damit sie sich ja nicht erkälten; dabei zerleinert sie ihnen auf erwähltem Transchirzische die kleinen Vögel, welche der ebenig glückliche Vater einst herbeizträgt, und legt ihnen mit leinem zärtlichen Gesichte die Beissen vor, welche gierig verschluckt werden. Was nämlich Raubvogel heißt, das läßt sich auch als kleines, unbeholfenes Kindchen nicht von den Eltern stoßen, sondern kommt gleich geistig soweit gefördert und leiblich wenigstens insoweit geschützt zur Welt, daß es im Stande ist, selbst zuzulangen, wenn ihm nur etwas Genußbares vorgelegt wird. Es würde

mancher menschlicher Mutter unbedeutend wohlthun, wenn ihr Kleinkind, welcher toeben aus der Taufe gehoben ist, auch schon soweit gefördert wäre; anstatt dessen aber sieht sie nach einer viele Monate währenden Frist voller Mühen und Arbeiten entgegen, die doch später von dem herangemachten Ströflinge selber niemals vollkommen anerkannt, geschweige denn vergolten werden.

Nun, die Sperbermutter hat aber auch ihre Noth und Sorge, denn die sechs kleinen hübschen Spingvögel wollen gepeist sein. Der Vater that sein Möglichstes. Bald bringt er eine Lerche, bald eine Weise, bald einen Finken oder ein Paar junge dem Neste entnommene Rothkehlchen, fast noch federlos, bald eine eben ausgeflogene Nachigall. Aber schon nach wenigen Tagen reicht das, was er mit seinen schwachen Kräften herbeizschafft man, nicht mehr hin. Die Jungen sind auch bereits dicht mit Flaum bedekt, daß sie der mütterlichen Ernährung am Tage längere Zeit entbehren können. Da kann nun auch die Mutter ohne Bejorgnis mit auf die Jagd gehen, und das thut sie. Getrieben von der Liebe zu den Jungen, welche, so voll sie auch die Kräfte haben, unaufhörlich nach Nahrung schreien, dazu selbst nach den Strapazen des Brütens reichlicher Nahrung bedürftig, geht sie nun selbst an's Geschäft und zwar mit einem Eifer, ja mit einer Wuth und Raubgier, welche ihres Gleichen sucht. Der Vater bleibt bei den schwachen Vögeln; die Mutter aber wagt sich an die größeren und hat oft harte Kämpfe zu bestehen, ehe sie den hartnäckigen bunten Heber bezwingt, der sich gewaltig zur Wehr setzt, oder sie hat viele Wehflüge zu unternehmen, ehe sie die gefangene Taube heimtragen kann. Selbst den Hausbahn auf dem Hofe des Waldortes greift sie dann an und ein zuverlässiger Beobachter hat sie schon mit dem spihchnabigen großen Fischweiber in hartem Kampfe gesehen. Die Mutterliche Scheu keine Gefahr noch Anstrengung, wenn nur die hungernen Kinder versorgt werden, deren Appetit sich von Tag zu Tag vergrößert. Das Federkleid beginnt nimmehr zu wachsen, überall sichtbar schon die Stoppeln hervor, aus denen die ersten Federchen irischen. Im Hinblick darauf bedürfen sie um so mehr Nahrung, ruhen immer lauter darauf; den Eltern aber geht's zu Herzen, wenn sie das hören, und sie verdoellen ihre Anstrengung, damit die „lieben Kleinen“, welche zur Zeit recht stacheligartig aussehen, bald ihr schmuddes Kleidchen bekommen.

Man sieht, es macht nicht bloß den menschlichen Eltern oft Mühe und Sorge, ihren sechs Kindern die nötige Nahrung zu beschaffen — auch die Vögelmutter müssen sich darum forgen, es sich selbst erhalten und, wenn's abgetragen ist, erneuert bis an's Ende.

Vorf und Junge haben die Alten stets im Auge, und soweit sie sich auch von der Jagd willen oft entfernen, nach ein Feind, etwa der kletterfertige Fuchs oder der schuppertige Fäher, gleich sind sie da und schweben Kreise beschreibend hoch über dem Nistplatze. Sehen sie den Horst entdekt und die Jungen durch den Kletterer in Gefahr, so lassen sie ängstliche Klageöne hören. Die Mutter, in äußerster Bejorgnis, schwebt nun oft dicht über dem Baumwipfel, ohne jedoch die Vorsicht ganz außer Augen zu lassen; ruhen aber endlich die bedrängten Jungen selbst um Hilfe, dann kennt die Mutterliche keine Gefahr mehr: dicht über die Baumkrone flattert der fliegende Vogel, flüht in sichtscherzgebendem Scherz nach dem Haupte des Räubers seiner Jungen, und, ist endlich der Raub ausgeführt, umkreisen beide Eltern noch lange den Ort ihres Heims, der ihnen durch Wegnahme der Jungen ein Ort schneidenden Sommers geworden, bis sie ihn dann für immer verlassen.

Im günstigen Falle dagegen wachsen die Jungen unter der elterlichen Fürsorge schnell heran und fliegen bald auf dem Rande des Nestes, erkletterten sodann die nabeligenen Nester, bis sie nach etlichen Wochen ganz bebedert und flugfertig mit den Eltern hinausfliegen in die weite, schöne Weltweit und von ihnen lernen, wie man sich als würdiger Sperber so redlich oder so unredlich als möglich durch das kurze Erdenleben hindurchschlängelt.

Dieser Wlad auf das Leben einer Sperberfamilie an sich wäre wohl recht schön; die Mutterliche, — tres elterliche Fürsorge, die autopfernde Mlege der Kleinen — Alles recht gut, aber was sagt die Umgebung dazu, solch ein Räuber- und Wüderneist zu hegen und zu ernähren? Wer kann ihn aufzählen, den

